

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Band:** - (1946)  
**Heft:** 3  
  
**Artikel:** Disentis im Lichte der Romantik (1800-1880) [Schluss]  
**Autor:** Müller, Iso  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-397264>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.  
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

## Disentis im Lichte der Romantik (1800—1880)

Von P. Iso Müller

(Schluß)

Für Theodor von Mohr war die Beschäftigung mit dem Mittelalter indes mehr als nur Wissenschaft.<sup>3</sup> Als religiös fühlender Mensch und konservativer Protestant sah er nur mit Schrecken, wie der Radikalismus die Gotteshäuser aufhob und die katholischen Orte bedrängte. Der Sieg der neuen Richtung im Sonderbundskriege von 1847 und in dem neuen Bundesstaate von 1848 drückte ihn schwer nieder: „Wir leben in einer so harten Zeit, daß wissenschaftliche Beschäftigung mit der älteren, längst vergangenen Trost und Erholung gewährt.“<sup>4</sup> Seinem intimen Freunde, dem gelehrten Einsiedler Dichter und Forscher P. Gall Morell, vertraute er sogar 1849 seinen „Traum“ an, die übrige Lebenszeit „in Arbeit und Gebet in einer stillen Zelle (in Einsiedeln) zu verbringen“. So begreifen wir auch, warum er in der Einleitung zu seinen Disentiser Regesten sagen konnte: „Der mühevollen Arbeit habe ich

<sup>3</sup> Näheres über Mohr siehe Müller Iso, Theodor von Mohr. Schweizerische Kirchenzeitung 1945 S. 169/170, 179—181. Wie P. Rudolf Hengeler, Einsiedeln, zu S. 180 mitteilt, ist die Auslassung Mohrs über die Abstimmung der Bundesverfassung („einer beträchtlichen Katzenmusik“) nicht im Briefe vom 18. Januar 1849, sondern vom 21. August 1848 enthalten.

<sup>4</sup> Briefwechsel P. Gall Morell und Th. v. Mohr. Stiftsbibliothek Einsiedeln (Handschriften) GM 57. Brief schon vom 18. August 1842.

mit Liebe mich unterzogen.“<sup>5</sup> Mohr bezeugt gerne, daß er „die Verdienste des ehrwürdigen Stifts um das geliebte Vaterland und dessen teuerste Güter tief empfinde“. Vielleicht kommt die Zeit, so fährt Mohr fort, in der sich die Politiker wie früher wieder „durch ein gründliches Studium der Geschichte des Landes eine wahre staatsmännische Bildung“ aneignen werden. „Bis dahin möge der Allmächtige mindestens so viel Pietät in den Herzen uns bewahren, daß weder die Behörden noch das Volk den Bestand einer Stiftung anfechten, die alle Stürme der letzten zwölf Jahrhunderte überlebte und dem Lande so wesentliche Dienste leistete.“ Und deutlicher und überzeugter wird der Jurist und Historiker, wenn er Staat und Bürger warnt, „die Hand nach dem kleinen Reste ihres (der Stiftung) Kirchengutes auszustrecken, das nicht ihnen, sondern in frommem Sinne Gott und seinen Dienern gegeben worden ist“. Mohr selbst ließ die entscheidenden Worte durch den Druck hervorheben. Wie einst vor einem Jahrzehnt der Schaffhauser Historiker Hurter, so ging auch der Churer Mohr seinen Weg folgerichtig weiter. Am 19. Mai 1854 ließ er sich in die katholische Kirche aufnehmen und starb schon wenige Tage darauf am 1. Juni 1854.

Es bietet einen eigenen Reiz, die „Regesten“ von Mohr mit den „Wanderbildern“ von Schwarz zu vergleichen. In den ersten finden sich trockene Urkundenauszüge, in den letzteren begeisternde Darstellungen. Und doch trugen beide Werke dazu bei, dem Namen „Disentis“ die geschichtliche Weihe zu verleihen. Indes haben die literarischen wie gelehrten Kreise den Bamberger Romantiker fast vollständig vergessen, nicht aber den Churer Wissenschaftler. Vielleicht hat Schwarz als gewandter Schriftsteller auf die Umwelt größeren Eindruck gemacht, aber auf die Nachwelt hat der genaue Forscher einen bedeutenderen Einfluß ausgeübt. Daher kann Theodor von Mohr zu denen gerechnet werden, die mittelbar für die Disentiser Abtei durch ihre literarische Arbeit am meisten gewirkt haben<sup>6</sup>.

<sup>5</sup> I. c. Brief vom 16. Januar 1849. „Die Disentiser Regesten trachte ich zu ergänzen.“ Also lagen sie schon 1849 im ganzen bereit.

<sup>6</sup> Dazu vergleiche *Codex diplomaticus II* (1852—54) S. 259: „Dem Gotteshaus Disentis gebührt somit das Verdienst, das erste Verhältnis mit den Eidgenossen angeknüpft zu haben. Was ein volles Jahrhundert später abermals ein Abt von Disentis zur Begründung der innern Freiheit unseres Landes getan hat, ist bekannt.“

Disentis kam so um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu seinem historischen Ruhme. Dazu hatten schließlich alle Schriftsteller dieser romantischen Zeit beigetragen, welche der Abtei Erwähnung taten.<sup>7</sup> Gleichsam den Schlußstrich zog 1860 Charles de Montalembert in seinem großangelegten Werke über „Die Mönche des Abendlandes“. Der Historiker und Politiker wies hin, daß das erst 1799 noch zerstörte und heute wieder aufgebaute Kloster eine Gründung des hl. Sigisbert sei, eines Mönches von Luxeuil und Schülers des hl. Kolumban. Was der Rheinländer Simrock bereits andeutete, das sprach der französische Graf, der für Deutschland eine romantische Begeisterung hegte und in seinen Adern germanisches Blut rollen fühlte, noch klarer aus. Durch das Kloster Disentis „war an seiner Quelle erobert und gesegnet jener Rheinstrom, dessen Wasser nach und nach die Mauern so vieler berühmter Heiligtümer bespülten“<sup>8</sup>.

#### 4. Gottfried Theobald

Haben wir bislang die „Wanderbilder“ von Ignaz Christian Schwarz und die „Regesten“ von Theodor von Mohr als die wichtigsten Werke über Disentis erkannt, so schließt sich nun als drittes „Das Bündner Oberland“ (1861) von Gottfried Theobald an. Wie Görres und Röder, Schwarz und Scheffel, also die meisten unserer Besucher, stammte auch Theobald aus deutschen Landen. Er mußte seine Heimat Hessen-Nassau verlassen, nachdem die demokratische Bewegung von 1849, zu deren Lautsprecher er sich gemacht hatte, nicht zum Ziele gelangen konnte. Seines Zeichens war er eigentlich protestantischer Theologe, doch amtete er viel lieber als Lehrer, und am liebsten betätigte er sich als Naturforscher in Berg und Wald. Der innere Widerspruch zwischen der Pflicht des Seelsorgers und der Liebe zur Naturwissenschaft hörte erst 1854 auf, als ihm an der Churer Kantons-

<sup>7</sup> In unserer literarischen Aufzählung ist übergangen: Schaub Ch., *La Suisse Historique et Pittoresque* II (1856) 385—386, da darin nur die Plaziprozession kurz geschildert wird. Landschaftlich ist der Eingang zum Medelsertal besonders erwähnt (Cufions).

<sup>8</sup> Montalembert, *Le Comte de, Les moines d'Occident* 2 (1860) 582, 583, ebenso die deutsche Ausgabe von P. K. Brandes 2 (1860) 512/513. Dazu Schnabel F., *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* 4 (1937) 165, 189/190, 242.

schule eine Lehrstelle für die Naturfächer angeboten wurde, die er dann auch bis zu seinem Tode 1869 innehielt<sup>1</sup>.

Von der rätschen Kapitale aus durchforschte der ungemein fleißige und allgemein gebildete Mann die Bündner Berge. Schon 1855 lenkte er seine Schritte hinauf in die Cadi<sup>2</sup>. Bei der Russeinbrücke, wo übrigens heute noch sein Name auf einer Erinnerungstafel angebracht ist, machte er Halt, um mit feiner Feder in kurzen Strichen das erfrischende Bild der Disentiser Gegend festzuhalten: „Alle Reize der Alpenwelt sind ausgebreitet über die herrliche Landschaft, Firnen und Gletscher, und himmelanstrebende Bergmassen von den verschiedensten malerischen Formen, Alpen von frischem smaragdenem Grün, mit dem die ernste dunkle Farbe der Wälder wechselt, welche die Berggehänge und Schluchten hinanstreben, rauschende Bäche und Wasserfälle von den Höhen – das ist der Rahmen, in welchen das liebliche Bild gefaßt ist.“ Und er sieht die reizenden Dörfchen und Höfe, die alten Kirchen und zerstreuten Kapellen, die Kreuze und Heiligenbilder und als Mittelpunkt Disentis, das „lang hingestreckt an der sanft geneigten Berglehne zu der Höhe ansteigt, wo die Abtei mit ihren langen weißen Gebäuden und Turmspitzen stolz herabschaut auf das Tal.“ Und nun beschleunigt er seine Schritte zum Flecken Disentis, den er „schöner“ findet als vor dem Brande von 1799 und dem er sogar „städtisches Ansehen und manche recht schöne ansehnliche Bauten“ nachrühmen möchte. Vor drei Jahrzehnten hatte noch der Engländer Conway Derwent sich wie alle früheren Besucher ganz anders geäußert: „Disentis ist ein elendes Dorf mit einer einzigen schmalen und schmutzigen Straße.“ „Wie ist es für jemanden möglich, seine Lebensstage an einem Orte wie diesem zuzubringen?“<sup>3</sup> Theobald indes geht über manches hinweg und sieht das stille Dorf im rätschen Hochtale in romantischem Rosarot. Und über dem Dorfe die Abtei: „Sie ist groß und schön, eine Zierde der Gegend und vom ganzen Tal aus sowie von weit entfernten Punkten her sichtbar.“ Wie niemand vorher, hat unser Naturwissenschaftler auf das milde Klima ausdrücklich hinge-

<sup>1</sup> Szadrowsky H., Gottfried Ludwig Theobald, 1870, S. 7–54.

<sup>2</sup> Bündner Oberland S. 81, wo das Datum 1855 für die Ersteigung des Giendusas angegeben ist. In Chur trat Theobald seine Stelle im September 1854 an. Die geographische Schilderung von Disentis bei Theobald S. 76–85.

<sup>3</sup> Conway Derwent, Switzerland in 1830 1 (1831) 145, 147.

wiesen. Nach Norden schützen die Bergesriesen, nach Süden und Westen öffnen sich Paßtäler, die dem Föhn Einlaß gewähren. So kommt es, daß „hier oft schon der Schnee geschmolzen und der Rasen grün ist, wenn bei Chur noch Felder und Wiesen eine Schneedecke tragen.“<sup>4</sup> In seiner Unvoreingenommenheit hat uns auch Theobald erstmals auf Kunstschatze aufmerksam gemacht, die heute noch eine Zierde der Landschaft sind, nämlich die Agathakapelle und noch mehr die Aclettakapelle. Hier hebt er das „ausgezeichnete Madonnabild von italiänischer Schule“ hervor, das in allen bisherigen Reisebüchern und Berichten fehlt. Aber den Naturwissenschaftlicher zieht es vom Tale in die Berge. Über Caprau und Garvera geht es auf den Muraun, wo er uns die herrliche Sicht vom Tödi bis zum Tavetsch beschreibt und das wechselnde Farbenspiel der Gletscher und die „schwarzen Felsenrippen“ unter den Gräten und endlich die Schnee- und Eisspitzen selbst zeigt, die „durch die saphirblaue Färbung ihres fleckenlosen Kleides in der Sonne funkelnd und durchsichtig“ erscheinen. Um das reizende Hochtal von der gegenüberliegenden Bergseite zu betrachten, besteigt er den Piz Giendusas, wo ihn vor allem „der schauerlich ernste Charakter“ der „schwindelnden Felswände“ des Tödi und Rusein und die erhabene Großartigkeit der vereisten Bergzinnen des Six Madun und des Monte Rosa beeindruckt. Und was Theobald endlich auf Gletschern und Bergen, auf Hügeln und Feldern gesehen und gesammelt, Granit und Gneis, Moose und Flechten, Mäuse und Käfer, all das meldet er uns dann am Schlusse seines Buches mit den genauen lateinischen Fachnamen<sup>5</sup>. Keiner der vorherigen Besucher, mit Ausnahme von P. Plazidus a Spescha, hat Geologie, Flora und Fauna der Cadi so genau besehen wie der gründliche Deutsche<sup>6</sup>.

Nachdem er das Buch der Natur durchforscht, schlägt er noch die *Chronik* des Landes auf, denn „vieles würde unklar bleiben, wenn wir nicht einen Blick in die Vergangenheit würfen, und zwar gerade hier, da sich um die Abtei Disentis mehr oder weniger die Geschichte des ganzen Oberlandes bewegt“. Es ist ja historischer Boden, den er betritt: „Wie die Luft von den Alpenhöhen, umweht

<sup>4</sup> Kurz auch bei Spescha ed. Pieth-Hager 1913 S. 195.

<sup>5</sup> S. 184—202.

<sup>6</sup> Speschas Notizen waren für Theobald wegleitend. Nach diesen erzählte er die Besteigung des Oberalpstockes. S. 83—85, dazu Spescha ed. Pieth-Hager S. 333.

uns Sage und Geschichte der Vorzeit.“<sup>7</sup> Selbstredend liegt nur eine kurze Skizze aus den bisherigen Darstellungen vor, nicht eigenes „Urkundenstudium“, wie der Verfasser selbst sagt. Es entgeht ihm aber nicht, daß manche Überlieferung noch zu wenig kritisch untersucht ist. Daher läßt er überall Vorsicht walten. Bemerkenswert ist seine Hypothese, wonach schon vor der Klostergründung wenigstens eine „dünne, zerstreute Bevölkerung von Hirten und Jägern“ in dem Waldgebiete oberhalb des Russeinerfelsens war. Der Naturwissenschaftler hat hier die einseitige Auslegung des Namens „Disentis“ durch topographische Anhaltspunkte wohl richtig korrigiert. Sehr fein äußert er sich über die Anfänge des Klosters: „Die ersten Nachrichten von dieser Gegend beginnen mit Legenden, denen aber geschichtliche Tatsachen zugrunde liegen.“ Trotzdem Theobald protestantischer Pastor gewesen war, findet er doch herrliche Worte für die Leistung der Klosterbewohner: „Der Benediktinerorden hatte unbestritten das Verdienst, daß er nach seinem Grundsatz *ora et labora* aus den Wildnissen Kulturland schuf, die Barbaren zu menschlicher Gesittung heranzog.“ Unser Kulturgeograph sieht Medels, Tavetsch und Ursern als solch benediktinisches Neuland an. Das Fragezeichen „das er zu den Lukmanierzügen Pipins III. und Karls des Großen macht („soll“), ist ganz berechtigt. Was Theobald über die Beziehungen des Klosters zu Ursern und Uri im 14./15. Jahrhundert sagt, ist aus den Handschriften Speschas entnommen und daher einseitig gegen Uri ausgewertet<sup>8</sup>. Auf diesen Darlegungen fußt dann die Auffassung, die G. C. Muoth (1844–1906) in seinem *Nationalepos „Il Cumin d’Ursera“* dichterisch so fein, aber vielfach historisch so verfehlt verwertet hat. Ganz kurz bespricht Theobald die Glaubenskämpfe und Bündner Wirren, besonders den Einfall der Evangelischen 1621, überspringt dann ähnlich wie Schwarz und Mohr die Barockzeit, um die Hälfte seines historischen Kapitels dem Franzoseneinfall von 1799 zu widmen, für den genügend Quellen zur Verfügung standen und auch aus naheliegenden Gründen viel Interesse vorhanden war.

Verdienstlicher als die geschichtliche Übersicht ist das eigene Kapitel, das P. Plazidus a Spescha († 1833) gewidmet ist<sup>9</sup>.

<sup>7</sup> S. 77. Das Geschichtliche sonst S. 86–102.

<sup>8</sup> Theobald S. 89–91, 212. Spescha ed. Pieth-Hager 1913 S. 9–14, 456. Dazu zuletzt Müller I. in Festgabe Dr. Ed. Wymann 1944 S. 107–111. <sup>9</sup> S. 102–110.

Kein anderer als Theobald hat erstmals die breite Öffentlichkeit auf diesen Mann ausführlich und eingehend hingewiesen. Was vorher geschehen, waren nur kurze Erwähnungen und Briefstellen<sup>10</sup>. Dazu benützte unser Verfasser Speschas handschriftlichen Nachlaß, soweit er damals aufzutreiben war, und befragte die mündliche Tradition. So wurde ihm noch erzählt, Spescha habe als sein „letztes Wort“ vor seinem Ableben gesagt: „Jetzt fällt die Baracke zusammen.“ Als seinen Gewährsmann nennt uns Theobald beispielsweise Nationalrat Caspar de Latour (1827–61)<sup>11</sup>. Nachdem Theobald auf seiner ganzen Forschungsreise durch das Oberland so viele Angaben Speschas nachprüfen konnte, durfte er den Naturforschermönch von dem schwerwiegenden Vorwurf reinigen, er „habe oft seine Phantasie walten lassen auf Unkosten des Wirklichen“. Auch dort, wo Speschas Ansichten überholt wurden, so sagt Theobald, sind seine Aufstellungen doch meist sehr eigenständig und scharfsinnig gewesen. Der Leser seiner Schriften muß, wie Theobald weiter bemerkt, heute noch offen gestehen: „Der Mann hat Gedanken gehabt.“ Unser Churer Gelehrter versuchte auch, die Persönlichkeit des Paters verständlich zu machen. Dazu war er in gewissem Sinne befähigt, weil er in seinem eigenen Leben den herzerreißenden Kampf zwischen Theologie und Naturwissenschaft durchkämpfen mußte. Theobald wies darauf hin, daß Spescha selbst als Ziel seiner Wissenschaft die „Betrachtung und Erforschung der Werke Gottes in den Alpen“ betrachtete. Auch die Abgeklärtheit, die „man gerade bei dem alternden Naturforscher am öftesten antrifft“, hat der Verteidiger durch treffliche Zitate belegt<sup>12</sup>. Die Hauptschuld für Speschas Unannehmlichkeiten sieht Theobald in seiner Umgebung, deren „Engherzigkeit und Teilnahmslosigkeit“, „Neid und Anfeindung“, ja sogar deren „Vorurteile, Aberglauben und blinden Eifer“ er nicht genug betonen kann. Vom höchst eigenwilligen Charakter des harten Bündnerkopfes ist nie die Rede. Hier geht Speschas Advokat entschieden zu weit. Und wenn er endlich den Alpenforscher als in seinen „religiösen und Ordenspflichten sehr gewissenhaft“ bezeichnet, so muß das als gänzliche Unwissenheit oder als ganz irrige Einstellung gewertet werden. Theobald war seit seiner Jugend Anhänger

<sup>10</sup> Die Aufzählung bei Pieth-Hager S. III.

<sup>11</sup> S. 103, 107, 110. Dazu Pieth-Hager S. XXVIII.

<sup>12</sup> S. 107 oben. Dazu Pieth-Hager S. LXXXVI.



der freieren, aufklärerischen Richtung des Protestantismus, was sicher auf sein Urteil abfärbte.<sup>13</sup> Wenn nun auch die Würdigung von Speschas Persönlichkeit weit über das Ziel hinausschoß, so war doch die neue Wertung von dessen wissenschaftlichem Lebenswerk ein bleibendes Verdienst. Daher durfte der hessische Forscher mit einigem Rechte sagen: „Es hat mich gefreut, dem Vorgänger die Anerkennung geben zu können, welche ihm seinerzeit verkümmert und verweigert wurde.“ Die engere Mitwelt sah zu sehr auf die unruhige Lebensführung des Paters und war daher versucht, über seine tatsächlichen wissenschaftlichen Verdienste hinwegzusehen<sup>14</sup>.

Theobalds Buch ist in der Hauptsache ein umfassendes Reisebuch mit besonders glücklicher Berücksichtigung der geographischen und geologischen Seite. Später hat er dann in verschiedenen Einzelforschungen das gleiche Gebiet noch gründlicher zu erfassen gesucht<sup>15</sup>. Schwarz schrieb geistsprühender und großzügiger und berichtete mehr vom Glauben und den Gewohnheiten der Bauern. Theobald sieht genauer und getreuer und spricht mehr von den Kristallen und Blumen der Berge. Er hat wenigstens in vieler Hinsicht seine kühne Behauptung bewiesen, die er in der Einleitung seines Werkes aufstellte: „Unser Oberland steht an hohen Schönheiten der verschiedensten Art, an lieblichen wie an großartigen, wilden und schauerlichen Bildern der Natur hinter keinem andern Alpenland zurück und muß nur bekannter werden, um denselben Ruf zu erlangen.“

---

<sup>13</sup> Ebenso zeichnet Theobald den P. Plazidus in seinen „Naturbildern aus den Rhätischen Alpen“ 1862 S. 343: „Die freien luftigen Gräte und Spitzen zogen den freien Geist des Mannes an, da war seine Sehnsucht, seine Freude, dahin eilte er, so oft er den dumpfen Mauern des Klosters zu entfliehen vermochte.“ Szadrowsky S. 25 erwähnt Theobalds Ausspruch: „Naturwissenschaft und Theologie gehen halt immer auseinander.“ Gerade bei Spescha, dem gute theologische Bildung und viel freie Zeit gegeben, hätte die Harmonie sich ergeben sollen. Unwissenheit ist es auch, wenn Theobald, Oberland S. 79, von einer St. Akletta spricht (Acletta = Diminutiv zu *accola* resp. *accla*).

<sup>14</sup> Über den Charakter Speschas treffend Fry C. im Bündn. Monatsblatt 1933 S. 225—232.

<sup>15</sup> Die Titel sind angegeben bei Szadrowsky S. 46. In bedeutend kürzerer Weise kommt Theobald wiederum auf das Oberland gesamtlich zu sprechen in den „Naturbildern aus den Rhätischen Alpen“ 1. Auflage 1860, 2. Auflage 1862.

### 5. Disentis als Sommerkurort (1870–1880)

Theobalds „Bündner Oberland“ weckte die Sehnsucht vieler Wanderlustiger und Erholungsbedürftiger nach diesem stillen, unberührten und unentweihten Hochtal. Die unterdessen angelegten guten Straßen erleichterten den Zugang. Der wichtigste und bequemste Weg war die von Chur her kommende sogenannte Oberländerstraße, die 1840–58 von Reichenau bis Disentis erstellt wurde. Die bei dieser Gelegenheit erbaute Holzbrücke von Russein öffnete gleichsam die Landschaft Disentis. Daran schloß sich 1862–63 die Oberalpstraße von Disentis bis Andermatt<sup>1</sup>. Damit war der Anschluß an die schon 1820–30 erbaute Gotthardstraße erreicht<sup>2</sup>. Zur Verbindung von Osten nach Westen gesellte sich 1871–77 diejenige nach Süden, die Lukmanierstraße. Sie verband Disentis mit Olivone, von wo schon 1820 eine Straße nach Biasca und damit wiederum zur Gotthardstraße erbaut worden war<sup>3</sup>. So standen wenigstens im Sommer der Disentiser Landschaft drei große Zuwege zur Verfügung, was immer mehr Besucher anlockte.

Zunächst sei der Dichter Conrad Ferdinand Meyer (1825–98) genannt, der 1872 an Disentis vorbei in seine ostbündnerischen Ferien reiste und bei der Rückfahrt wiederum hier abstieg. Er traf damals im „Posthause in Disentis, das zugleich Gasthof war“, den deutschen Reichstagsabgeordneten Eduard Lasker (1829–84), den bekannten liberalen Vorkämpfer gegen Junkertum und Absolutismus. „Am folgenden Morgen“, so erzählt uns seine Schwester Betsy Meyer, „besuchte er einen nahen Aussichtspunkt, die Kapelle auf dem Hügel, die ihm von früher her lieb war. Dort schweifte sein Blick in das nach dem Lukmanier führende Seitental und folgte den Windungen der damals neu angelegten Poststraße nach diesem Bergpasse.“<sup>4</sup> Meyer spazierte also nach Acletta, um von dort aus in das Herz der Medelser Gletscher hineinzusehen. 1873 und 1874 verbrachte der Zürcher Dichter seine sommerlichen Ferienwochen bei den „Wohlgerüchen der Tannen“ und den „glühenden Alpenrosen“ in Tschamutt<sup>5</sup>. In diesen Jahren

<sup>1</sup> Geographisches Lexikon der Schweiz 3 (1905) 618. Reinhard R., Pässe und Straßen in den Schweizer Alpen 1903 S. 45 berichtet etwas andere Zahlen. <sup>2</sup> Reinhard S. 125.

<sup>3</sup> Geographisches Lexikon l. c. S. 211, Reinhard S. 132.

<sup>4</sup> Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer 1903 S. 24, 29–33.

<sup>5</sup> Frey A., Conrad Ferdinand Meyer 1900 S. 251.

seines Bündner Aufenthaltes vollendete er seinen großen historischen Roman „Jürg Jenatsch“, der 1875 seinen Ruhm begründete.

Die Reisefreuden der neuen Straßen schildert uns nicht so sehr Conrad Ferdinand Meyer, der mehr im Tavetsch drinnen blieb, als Julius Caduff († 1871), ein Churer Jurist aus Schleuis<sup>6</sup>. In seinem 1870 herausgekommenen Reisezyklus „Piz Mundeum und Scopi“ führt er den Leser von der bündnerischen Hauptstadt über Ilanz und Brigels in die Cadi, läßt ihn während seiner Wanderung seine Gedichte über den Rhein, aber auch über Wein und Liebe kosten und erzählt ihm von der großen Geschichte der rätischen Vergangenheit ebensoviel wie von den kleinen Geschichten der Gegenwart. In diesem literarischen Kuchen versteckt der Plauderer gerne Rosinen seiner eigenen höchst liberalen Ideen. Aber Caduff liebt sein Land, wie er uns noch bei der Überquerung der Russeinbrücke im Anblick der großartigen Alpenwelt in seinen Reimen versichert. Und für Disentis ist er begeistert: dort findet sich das „großartige Kloster“. Im Dorfe sieht er neue, „im modernen Stilē gebaute Häuser“. „Die neue Straße hat wohl nicht das Mindeste zur Verschönerung des mit einer gebildeten Bevölkerung bewohnten Ortes beigetragen.“ Des weitern malt uns der fröhliche Reisegesellschafter bereits das Zukunftsbild des Disentiser Kurortes aus: „Disentis wäre wie wenige andere Orte des Bündnerlandes dazu angetan, für Kranke und Gesunde einen höchst wohltuenden und angenehmen Aufenthalt zu bieten, und es gäbe hier Veranlassung genug, bald da oder bald dorthin einen Ausflug zu machen; denn hier ist der Hauptknotenpunkt des Bündner Oberlandes! – Herrliche reine Luft, die beste Milch von Kühen und Geißen, Alpenbutter und der schmackhafteste Honig, allerlei Gewild und gebildete Unterhaltung, man kann sich's kaum schöner denken. – Vielleicht daß die Zukunft in ihrem Schoße noch dieses erwartete Glück, aber ohne dessen Schattenseite, bringen wird und das Wort unseres vaterländischen Dichters Gaudenz von Salis ewig wahr bleibe: Bleib durch Genügsamkeit reich, und groß durch Strenge der Sitten.“ Als Caduff sein kleines Reisebüchlein schrieb, ging man gerade daran, den Bau der „Berg- und Kunststraße“ nach Medels und über den Lukmanier ins Werk zu setzen. Diese Straße „wird namentlich beim Eingang ins Medelsertal eine der schönsten Passagen auf dem ganzen bündnerischen Straßen-

<sup>6</sup> Über ihn Brümmer Fr., Lexikon der deutsch. Dichter u. Prosaisten des 19. Jh. 1 (1888) 109. Kürzerer Lebensabriß im HBL 2 (1924) 470.

netz und darf mit seinen elf Felsenlöchern, Brücken, Wasserfällen mit ‚Viamala‘ und ‚Schyn‘ wetteifern.“ Und dann führt uns der Cicerone noch ins Medelsertal bis zur „kühnen Pyramide des Scopi, der hier als Grenzwacht über ein halb Dutzend Täler hinausschaut“. Unser Reiseerzähler will im andern Sommer wieder in das Medelsertal kommen und sich dann nochmals die Gegend „sowohl aus den Felsenlöchern der neuen Lukmanierstraße als auch vom obersten Gipfel des Scopi“ anschauen. Es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein, sagt Scheffel. Julius Caduff starb schon im Frühling 1871.

Die Anregungen, die Caduff für den Kurort gab, scheinen auf guten Boden gefallen zu sein. 1874 entstand in den Ruinen des 1830 abgebrannten Schlosses der Herren von Castelberg der „Disentiser Hof“, den der damals noch junge Dr. med. Augustin Condrau († 1929) mit seinen Geschwistern ins Leben rief<sup>7</sup>. Eine halbe Stunde über diesem Kurhaus fließt eine schon im 18. Jahrhundert gelobte Mineralquelle, für die man sich nun seit 1876 mehr und mehr interessierte. Prof. Dr. Hanimann in Schaffhausen untersuchte im Winter 1878 deren chemische Zusammensetzung, die Dr. A. von Planta-Reichenau bei Orell Fübli in Zürich mit empfehlenden Worten veröffentlichte<sup>8</sup>. Darnach handelt es sich um einen leichten Sauerling, der besonders Glaubersalz, kohlen sauren Kalk und kohlen saure Magnesia enthält. Die freie Kohlensäure, die nur wenig vorhanden ist, belästigt auch eine zarte Konstitution nicht. Das Eisen ist gerade in dem Maße da, daß es anregt und stärkt, den Appetit belebt und den Stoffwechsel fördert. Die kräftige Heilquelle und die würzige Alpenluft bringen frische Kraft und neuen Lebensmut. Trotzdem mußte bereits 1879 ein Feriengast, der sich sonst in Disentis sehr gerne aufhielt, zu seinem Leidwesen feststellen: „Die Quelle ist nur nach einer mehr als halbstündigen, über die Geröllsohle des Tobels hinaufführenden Wanderung der unangenehmsten Art zu erreichen und ist deshalb so gut wie unbenutzt. Es würde ein unverzeihliches Versäumnis der Disentiser Gemeinde sein, wenn sie nicht sofort an die Fassung dieser Quelle ginge.“<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Poeschel E., Das Burgenbuch von Graubünden 1930 S. 244.

<sup>8</sup> Der Eisensäuerling von Disentis. Analysiert von Dr. Hanimann. Winter 1878. Mit einleitenden Bemerkungen. Zürich. 4 Seiten. Über die Geschichte der Quelle siehe Bündn. Monatsblatt 1945 S. 113.

<sup>9</sup> Zittel Emil, Aus Disentis. 1879 S. 24.

Diesen wohlgemeinten Vorschlag brachte kein anderer als Dr. theol. Emil Zittel (1831–1899) aus Lörrach, der in Karlsruhe als protestantischer Pastor wirkte und verschiedene Werke über die Bibel herausgab<sup>10</sup>. Wie er seine Walliser Ferienerlebnisse in seinen Reisebildern „Rings um die Jungfrau“ (1874) geschildert hat, so seine bündnerischen Sommertage in seinen Reisebriefen „Aus Disentis“ (Karlsruhe 1879). In dieser Plauderei von 27 Seiten erzählt uns Zittel seine Fahrt vom Vierwaldstättersee nach Göschenen, wo man damals gerade an der Gotthardbahn arbeitete, und von Göschenen nach Disentis. Was ihm hier gefällt, ist das milde Klima, das den Aufenthalt eigentlich vom Mai bis September angenehm gestaltet. Dazu die Naturschönheiten der leuchtenden Bergkulissen vom Tödi bis zum Badus, die herrlichen Wanderungen zum „köstlichen Tannengrund“ von Fontanivas oder durch die „Felsenstraße“ der Medelserschlucht, die Spazierwege zur Vergera oder Lumpegna, die Dorfpfade zwischen „grünen Korn- und blauen Flachsfeldern“. Und das Wichtigste: „Disentis als Luftkurort hat alle Reize des jugendlichen Werdens an sich.“ Noch kein Fremdenschwarm, keine Kurmusik, weder Gasbeleuchtung noch elektrisches Licht, alles atmet ländliche Lieblichkeit. Flims, das seit drei Jahren sein Kurhaus besitzt, und Disentis sind beides Luftkurorte, „zwei lieblicher Geschwister. Jugendfrisch und zukunfts-freudig schauen sie uns an.“ Aber sie tragen doch verschiedene Gesichter. Flims erscheint ihm wie ein „zartes Fräulein mit Sonnenschirm und Fächer, in stolzem Waldschloß wohnend, in einem Riesengarten mit zahllosen Pavillons und Ruhetischchen“. Disentis aber kommt ihm vor wie „ein frischer, sonnengebräunter Jüngling mit dem Alpenstock in der Hand, zu stetem Wandern lockend, über Felsen und Gletscher“. Weißer Tavetscher Honig, zarter Medelser Käse, Rasen von wilden Nelken und Heidekraut, dazu die leichte Alpenluft, all das ist ein Symbol für das „Daheim, in den Alpen“. Wenn einer, so hat der deutsche Theologe von Karlsruhe das Lob des alpinen Kurortes gesungen wie kaum eine Stimme vorher.

Die Melodie nahm im Jahre darauf Alexander Balletta (1842–1887) wieder auf. Dieser Brigelser hatte sich 1854–56 an der Disentiser Klosterschule die deutsche Sprache angeeignet und die Anfänge des Lateins erlernt. Balletta, der in Italien seine früheste Jugend verlebt hatte, erinnerte sich noch 1880, wie er einst

<sup>10</sup> Über ihn Kürschners Literatur-Kalender 16 (1894) 1367 und Meyers Konversationslexikon 20 (1908) 964.

als Knabe, „zart und des rätischen Winters ungewohnt, auf dem schmalen, landesüblichen offenen Schlitten über die alte Straße von Sumvix weg bangen, heimweherfüllten Herzens Disentis zu fuhr, um in den öden, kalten, unfreundlichen Klosterhallen sich die märchenhaft fremden deutschen Laute anzueignen“. Er erzählt uns weiter, wie er als Altardiener beim feierlichen Hochamt gerade beim großen Kerzenständer im Chore – auf die Nase fiel, und wie er als „armes Studentlein unter der blauen Mütze“ eine frohe Stunde in der kleinen Stube der „Krone“ verleben durfte. 1857 besuchte Balletta die zweite Klasse der Churer Kantonschule. Später widmete er sich der Jurisprudenz und Journalistik, betätigte sich auch als eifriger Anhänger der liberalen Partei und als angesehener Schriftsteller der deutschen und romanischen Sprache. Für das „Fremdenblatt“ 1880 schrieb er eine Skizze über Disentis, nachdem er im Jahre zuvor schöne Sommerwochen dort verlebt hatte.

Als Balletta Student war, erschien ihm Disentis noch als „ein halbvergessener Erdwinkel“, dann aber legte „der Flecken, von prächtigen Straßen durchschnitten und flankiert, allmählich den früheren Dorfcharakter ab und umhüllte sich zum Teil mit Glück in ein modernes Gewand. Das hölzerne Haus im eigentlichen Dorf (vitg), also im ‚aristokratischen Quartier‘, verschwand längs der Straße fast gänzlich und wich einer Reihe von neuen, zum Teile sehr stattlichen Gebäulichkeiten.“ Selbst Raveras, „der eigentliche bäuerliche und wohl auch Proletariersitz“, änderte sich: „der düstere Häuser- und Stallknäuel dortselbst entwirrte sich, weiße, freundliche Fassaden, hin und wieder mit Veranden oder Balkons versehen, ersetzten die zwar charakteristischen, aber zum größern Teile dem Zahne der Zeit unheilbar anheimgefallenen, schwärzlichen Holzwohnungen.“ Balletta lobte die Gasthöfe „Krone“ und die neue „Post“ sowie den damals schon eingegangenen „Adler“ (im Kreisgerichtshaus) und begrüßt das nach ihm im Juli 1877 eröffnete neue Kurhaus „Disentiser Hof“. Mit sichtlicher Freude schildert er uns den Saisonbetrieb von 1879, führt uns zu den Gasthöfen, wo „das schäumende Naß des Nordens und das hellfunkelnde Blut der edlen Veltlinerreben“ erquickt, zeigt uns Postkutschen und Reiseequipagen, ein Betrieb sondergleichen, da selbst „der Telegraph hämmerte und spielte wie nie zuvor“. Die Gäste waren vor allem Süddeutsche „unter dem Patronate des badischen Ministerpräsidenten“, aber auch Engländer und Ameri-

kaner, abgesehen von den Schweizern selbst. Balletta Alex. liebte weniger „steinerne Pyramiden, duftende Alpenflora, donnernde Kaskaden, zerklüftetes Gestein, ewiges Eis“, was ja die Umgebung reichlich bietet, sondern mehr kleinere Spaziergänge und Ausflüge, wie es eben für gesundheitlich Schwache gut erscheint. Aber gerade dazu vermißte er freilich die Nähe eines duftenden Waldes, für den bekanntlich die Oberländer heute noch wenig Sinn zeigen. Alles in allem aber erscheint ihm Disentis als „behagliches, vom giftigen Hauche einer überluxuriösen Welt glücklich verschontes Alpenidyll“. Herrlich ist das großartige Landschaftsbild, das er uns mit seinen warmen Farben vom Klosterfriedhof aus mischt: „Blendende Gletscher und Firnen, ragende Felsenkolosse ringsum, darunter Dörfer und tiefgrüne Felder, vom Golde der Ähre durchwirkt, Fruchtbaumgruppen, ernste Wälder und links und rechts auf mäßigen, schon mehr südliche Vegetation entwickelnden Hügeln altersgraue zerfallene Burgruinen; dazwischen ziemlich breit-spurig und wild rauschend die Wasser des Rheines und fern im Hintergrunde das im blauen Dunst sich verlierende Churer Gebirge... Und in diesem weiten und doch wieder fast greifbar nahen Rahmen ruht Disentis selbst, von frischen, duftenden, blumigen Matten umschlossen, von behäbigen Höfen und Weilern in der Runde traulich bewacht, bescheiden und dennoch stattlich, in einem Meer von Licht und Azurbläue.“<sup>11</sup>

Die Wünsche und Prophezeiungen von Zittel und Balletta für den Disentiser Kurort sind wenigstens in mancher Hinsicht in Erfüllung gegangen. Nachdem um die Jahrhundertwende die Radioaktivität entdeckt war, beauftragte der Fribourger Universitätsprofessor Dr. A. Gockel seinen Schüler Josef von Sury, die schweizerischen Mineralquellen daraufhin zu untersuchen. Dazu sandte ihm P. Dr. Karl Hager 1905 oder 1906 Wasser und Gas von der Disentiser Plaziquelle. Die 1907 vollendeten Ergebnisse Surys zeigten für das Wasser 11,37 Einheiten (nach Mache) und für das Gas 45,43<sup>12</sup>. Das Mißverhältnis zwischen der Radioaktivität des Wassers und des Gases fiel Alfred Schweitzer, Physikprofessor an der ETH in Zürich, auf. Die Gründe darüber konnte ihm P. Karl

<sup>11</sup> Balletta A., Novellen und Aufsätze, 1888 S. 301—324, dazu Einl. S. VII. Biographische Skizze im Glogn 1937 S. 59—62.

<sup>12</sup> Sury J. v., Über die Radioaktivität einiger schweizerischer Mineralquellen, Fribourg 1907. Mémoires de la Société des Sciences Naturelles. Chemie. Vol. II. Fasc. 4 (1907) 228—235.

Hager angeben: Das Wasser, das er damals an einem noch fast winterlichen Frühlingstage ins Fribourger Laboratorium geschickt hatte, war nämlich durch Schneewasser sehr getrübt gewesen. Die neuen Erhebungen an Ort und Stelle, die Schweitzer 1909 veröffentlichte, ergaben nun 46,7 Einheiten für die untere und 47,7 für die obere Plazidusquelle<sup>13</sup>. Jetzt erst ersah man, daß Disentis bei weitem alle Quellen der Schweiz an Radioaktivität übertrifft. Dr. med. J. B. Cathomas in St. Gallen widmete dann der Quelle noch seine besondere Aufmerksamkeit und kam zum Ergebnisse: „Der Eisensäuerling von Disentis überragt die meisten europäischen Mineralquellen an Emanationsgehalt, selbst die Quellen berühmter Weltkurorte wie Kreuznach, Rippoldsau, Badenweiler, Wiesbaden, Marienbad; er wird nur von einigen Quellen in Gastein, Baden-Baden, Joachimstal und Lacco Ameno übertroffen, während die Eisenquelle in Karlsbad in dieser Hinsicht der St. Plazidusquelle ebenbürtig ist.“<sup>14</sup> Da möchte man auch in die Worte ausbrechen: „Und du, Bethlehem, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas!“

## 6. Die historische Weihe des verlassenen Klosters

Wie wir gesehen haben, wuchs seit Theobalds schwungvollem Buche über das Bündner Oberland (1861) nicht nur die Hochachtung vor der altehrwürdigen Abtei, sondern auch die Liebe zur reizenden Landschaft. Flims und Disentis galten 1879 als die Luftkurorte des Vorderrheintales, wie Emil Zittel schrieb. Aber trotzdem sich die Aufmerksamkeit nun in vermehrtem Maße auf die Landschaft richtete, suchte man dennoch immer eingehender die Verdienste des Klosters ins Licht zu setzen. Damit wurde aber das

<sup>13</sup> Schweitzer A., Sur la Radioactivité des Sources Minérales de la Suisse. Archives des Sciences physiques et naturelles, Genève 27 (1909) 262—274.

<sup>14</sup> Cathomas J. B., Über das Radium in den Mineralquellen und seine therapeutischen Wirkungen. Zürich, ohne Jahresangabe, S. 11/12. Derselbe, Radium-Emanation als Heilmittel. Zürich, ohne Jahresangabe, S. 15. Derselbe, On Radium in Mineral Springs. 1926 S. 14. Condrau Leo, Disentis Bad. Ohne Jahresangabe S. 1—3, 7. Hier sei angefügt, daß der „Disentiser Hof“ auf die Forschungen Surys und Schweitzers hin vom neuen Eigentümer Florin Tuor 1909/10 vollständig renoviert und mit einer ganz neuen Badeanlage versehen wurde.



Gotteshaus jedem, der noch Sinn für Geschichte und Kultur hatte, näher gerückt.

Zunächst führte Peter Conradin von Moor (1819–1886), Advokat in Chur, die Arbeiten seines Vaters Theodor von Mohr weiter. Von ihm stammen Band III und Band IV des Codex diplomaticus (1861–65). Das Werk geht bis zum Jahre 1400 und gibt ein Dutzend Urkunden zur Klostersgeschichte im Volltexte wieder. Moor schrieb auch 1870–74 eine zweibändige „Geschichte von Currätien und der Republik Graubünden“, eine Leistung, die man heute noch wegen ihrer Ausführlichkeit gerne nachschlägt. Die Verdienste von Disentis und der Klöster im Frühmittelalter überhaupt umriß der Verfasser sehr gut: „Die Klöster haben zweifelsohne ihre Zeit überlebt, aber sie erwiesen der Menschheit eine unvergeßliche, niemals zu vergeltende Wohltat, als sie in einer Periode, wo die Kultur in der Flut der Barbarei unterzusinken drohte, zur Zufluchtsstätte derselben wurden und sie für bessere Zeiten zu bewahren wußten. Die Mönche waren die Träger von Wissenschaft und Kunst.“ Ihre Büchersammlungen waren für die theologische Wissenschaft und die klassische Bildung höchst wichtig. Noch mehr! „In ihren Zellen fand manches mit sich selbst zerfallene Gemüt die Ruhe und den Frieden wieder, die es in diesen Zeiten der Gewalttat außerhalb verloren. Die Klöster waren ein Ausfluß und Bedürfnis ihrer Zeit, und wohl nur durch die Konzentration des christlichen Lebens innerhalb ihrer Mauern vermochten sie die h. Lehre gegenüber einer größtenteils noch heidnischen Bevölkerung nicht bloß aufrecht zu erhalten, sondern ihr täglich noch neue Anhänger zu erwerben.“<sup>1</sup> Aus diesen Worten sieht man aber auch, daß der Verfasser nicht so wie sein Vater an den Klöstern hing und mehr ihre historische, denn überzeitliche Notwendigkeit hervorstrich. Besonders deutlich wird Moor in der Besprechung der Glaubensneuerung des 16. Jahrhunderts, welche „Tausende, die in müßiger und deshalb verderblicher Selbstbeschauung die Klöster bevölkerten, einer ehrenvollen Tätigkeit wieder geschenkt“ hat. Diese Bewegung von Wittenberg und Zürich hat „erlaubte Genüsse, wie die Ehe, jedem zugänglich gemacht“. Aber wenn Moor hier gegen Klöster und Zölibat, Kirche

---

<sup>1</sup> Moor C. v., Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde (Graubünden) 1 (1870) 150/151. Über die Anfänge von Disentis 144–147, 151.

und Hierarchie so stark ins Horn bläst, so ist das mehr dem damals wütenden Kulturkampfe zuzuschreiben<sup>2</sup>.

Dann sind die höchst wertvollen Arbeiten von P. C. P l a n t a zu nennen. „Das alte Raetien“ (1872) beschäftigte sich zwar wenig mit dem Kloster Disentis, aber um so mehr mit dem Testamente von Tello (765), womit eine sichere Grundlage für die Frühgeschichte der Landschaft und der Abtei gegeben war. Ausführlicher befaßte sich der verdienstvolle Historiker mit der mittelalterlichen Wirtschafts- und Rechtsgeschichte von Disentis in seinem späteren Werke „Die currätischen Herrschaften der Feudalzeit“ (1881). Planta wies darauf hin, daß unter dem Disentiser Krummstabe die Gotteshausleute sehr frei lebten und schon frühzeitig selbständig auftraten. Die Leibeigenschaft war hier im Gegensatz zu andern fürstlichen und geistlichen Territorien sehr wenig verbreitet.

Die ersten wichtigeren Hinweise auf die kunstgeschichtlichen Verdienste der Abtei verdanken wir J. R u d o l f R a h n. In seiner „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz“ (1876) erwähnt er die verschwundene karolingische Klosterkirche und den Sarkophag der Klosterpatrone (9. Jh.). Die bestehende Muttergotteskapelle erkannte er als romanisch und nennt sie die „räumlich bedeutendste, indessen sehr schmucklose“ Kirche. Dazu gesellt sich noch der Hinweis auf die Malereien und den Schnitzaltar gotischen Stiles in der romanischen Agathakirche<sup>3</sup>. Das sind die bescheidenen Anfänge der heute so umfassenden Literatur über die Disentiser Kunstgeschichte! Die gewöhnlichen Besucher kannten seit Theobalds Werk (1861) wenigstens Acletta und Agatha. So machte J u l i u s C a d u f f 1870 einen Abstecher nach Acletta, dessen Madonnenbild „von einer entschiedenen Künstlerhand“ stammt, indes so klar „den Charakter einer städtischen Dame trägt“, daß es eher von einem italienischen oder französischen Flüchtling gemalt sein dürfte<sup>4</sup>. Anders urteilt S a m u e l P l a t t n e r in seinem Büchlein „Rätens Alterthümer und Kunstschatze“ (1878) über das gleiche Altargemälde, das die Bau-

<sup>2</sup> I. c. 2 (1871) 98/99, 178, 179, 198. Die Schicksale der Abtei kommen begreiflicherweise nur in bescheidenem Umfange zur Darstellung, am meisten noch in der Franzosenzeit.

<sup>3</sup> Rahn J. R., Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz 1876 S. 99, 197, 284, 533, 745.

<sup>4</sup> Caduff Julius, Piz Mundeun und Scopi 1870 S. 85.

ern angeblich selbst König Ludwig I. von Bayern († 1868) nicht verkaufen wollten. Nach Plattner wird es der „Schule von Caracci“ zugeschrieben. „Die Madonna blickt, mehr schwebend als stehend, mit einem tiefschmerzlichen Ausdruck auf den Erdball zu ihren Füßen. Die ganze Haltung ist voll Anmut und Grazie.“ In Sankt Agatha erwähnt unser Kunsthistoriker das Schutzmantelbild und das Gemälde der drei hl. Könige. Über die Malereien „steht eine Abhandlung von einem Professor an der Universität Straßburg in Aussicht“<sup>5</sup>. Auf die beiden Kirchen von Acletta und St. Agatha machte auch der Karlsruher Theologe Dr. Emil Zittel aufmerksam. In der ersteren Kapelle lobt er das „wertvolle Madonnenbild, lebhaft an die Schule Murillos erinnernd, von einem außergewöhnlichen Liebreiz des jungfräulichen Antlitzes“. In St. Agatha beschäftigte Zittel am meisten das Dreikönigsbild, dessen künstlerische Naivität er aber noch nicht ganz würdigen konnte<sup>6</sup>.

Genauer als Zittel beschreibt uns der Bündner Novellist Alexander Balletta 1880 die Disentiser Kunstschatze<sup>7</sup>. Ob das Aclettabild aus italienischer, spanischer oder flämischer Schule stammt, von Murillo oder Reni gemalt ist, bleibt unsicher, sicher ist es aber eine unverfälschte, echte Kunst. Balletta beschreibt uns dann „den königlichen Faltenwurf, die verklärte Pracht der Augen, das Niederwallen der Locken“ der Himmelskönigin, die „blauen Blickes und goldenen Haares in den Äther des Paradieses steigt“. Auch den ganzen „Hauch des Friedens“, der über der Hochgebirgskapelle liegt, läßt der Churer Schriftsteller wieder erstehen. Von Acletta führt uns der Brigelser Cicerone nach der St. Agatha-Kirche, die er sich weit genauer als alle vorhergehenden Besucher ansieht, auch manche Inschrift notiert und alte und neue Kunst sehr wohl zu unterscheiden vermag. Neu ist, daß Balletta auch die Oktogonkapelle von Disla zu würdigen weiß, deren Armeeseelenbild ihm besonders unvergeßlich blieb. Der Spaziergang zum lieblichen Weiler gehört zum Anziehendsten, was Balletta in seiner Disentiser Skizze geschrieben. Weniger gut kommt der Klosterbau weg: „Die vordere Fassade zieht sich in einer endlosen, durch nichts unterbrochenen Linie . . . und imponiert lediglich durch ihre kolossale Mauerfläche, zu welcher sich die zwar sehr

<sup>5</sup> Plattner Samuel, Rätians Alterthümer und Kunstschatze 1878 S. 31, 35, dazu 25 (Muttergotteskapelle).

<sup>6</sup> Zittel E., Aus Disentis 1879 S. 10, 19, 20.

<sup>7</sup> Balletta A., Novellen und Aufsätze 1888 S. 301—324.

zahlreichen, aber unverhältnismäßig kleinen Fenster sonderbar genug ausnehmen.“ Doch gesteht unser Kritiker, daß „in einiger Entfernung“ die Abtei „mit ihrem hohen und langgestreckten Körper, mit ihren schlanken Kirchtürmen einen ganz anderen, einen schimmernden, fast blendenden, imposanten Anblick gewährt“. Mehr als das Abteigebäude findet die Klosterkirche seinen Beifall: „Äußerlich schon durch die sie flankierenden Türme und durch ihre hochsrebende, im Jesuitenstile erbaute Hauptfassade Achtung gebietend. Das Innere wölbt sich hoch und kühn empor mit entsprechender wohltuender Tiefe. Der vom Schiff durch ein hübsches Gitterwerk getrennte erhöhte Chor beherbergt den provisorischen, bunten Hauptaltar. Das Kirchenportal öffnet sich schlank und groß und der eigenen Bestimmung bewußt. Von dessen Schwelle aus umfaßt der Blick die symmetrischen und markigen Formen des Gotteshauses voll und ganz.“ Weniger gefallen ihm einzig die Malereien aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts an den Gewölben und die Kirchenstühle der Disentiser Patrizier, deren Familienwappen wohl ein „Zeichen der absoluten Gleichheit der Menschen im Tempel des Einen Gottes und Vaters“ sind.

Ganz traurig ist das Bild, das er vom eigentlichen Klosterbau, also nicht von der Fassade allein macht: „Einen geradezu bemühenen Eindruck macht die hintere, die Nordfront des Gotteshauses. Graues, ungefügtes Gestein mit hohlen Fenstern drängt sich unfertig und unheimlich ans Tageslicht. Im Innern des Klosters – der Eingang weht den Besuchenden fast schaurig kühl an – schwindet hinwiederum jede Illusion. Eine herbe, unbarmherzige Realität verfolgt uns auf Schritt und Tritt.“ „Vollends öde und traurig präsentieren sich die oberen, unheimlich langen Stockwerke, sofern dieselben überhaupt bewohnbar sind. Munteres Leben entwickelt sich nur in jener Abteilung, welche der Klosterschule, einer Art Progymnasium, dient.“ Besonders eindringlich schildert Balletta die alte, düstere, feuchtkalte, abgeschlossene Muttergotteskirche, der man schon damals „den eigentümlich berührenden Hauch des Alten, Ehrwürdigen“ genommen hatte. Unser Gewährsmann faßt seine Schilderung in die Worte zusammen: Von der alten fürstlichen Herrlichkeit des früheren Klosters blieben im Grunde nur übrig: „Trümmer und träumende, klagende Reste.“ In einem kurzen Gange durch die klösterliche Geschichte erklärt uns Balletta, wie es so weit kommen konnte. Er weist be-

sonders ausführlich auf die Schreckenstage von 1799 hin, in denen die Abtei Feuer in ihren Hallen sehen mußte. Kaum neu erstanden, prasselten die Flammen wiederum 1846 in den gleichen Räumen. „Wiederum aufgerichtet, kämpft sie jetzt den Totenkampf, vielleicht Genesung erlangend, wahrscheinlich aber dem Geschieke der Zeiten unterliegend, unter allen Umständen ein Schimmer nur der alten Größe.“

Balletta hatte recht. Während die Historiker und Kunstgeschichtler, die Geographen und Naturforscher immer eingehender sich mit der Abtei und der Landschaft Disentis abgaben, ging das klösterliche und geistige Leben innerhalb der Klostermauern selbst immer mehr zurück. Schon Julius Caduff erzählt uns 1870, daß die „Schule im Kloster mehr den Charakter der Realschule als den des Gymnasiums trägt“. Wie war das noch ganz anders um 1840–50! Caduff findet allerdings diese Verlagerung für die Verhältnisse der Bauernbevölkerung „vollkommen zweckmäßig“. Dadurch werde auch die „Schnellbleiche klassischer Studien behufs Broterwerb“ nicht gefördert. Aber all das täuschte über den Verfall nicht hinweg. Immerhin nennt unser Bündner Schriftsteller den damaligen Prälaten Paulus Birker (1861–77) einen „sehr tüchtigen und an Kenntnissen hervorragenden Abt“. Auch „seines würdigen Stellvertreters“ P. Basil Carigiet, Dekan 1864–77, gedenkt der Churer Advokat<sup>8</sup>. Die Abtei glich aber nicht nur einem Kranken, sondern bereits einem Totgegläubten. Der englische Historiograph und Reiseschriftsteller William Heworth Dixon (1821–79) besuchte um die gleiche Zeit das Kloster Einsiedeln, dessen Mönche er als die „letzten Benediktiner“ der Eidgenossenschaft ansah. In seinem Reisebericht läßt er nämlich P. Gall Morell, den bekannten Gelehrten und Dichter, wörtlich also sprechen: „Ja, wir sind die letzten, die letzten unseres alten Ordens in diesem Lande, wo wir einst so viele Abteien ersten Ranges besaßen – z. B. St. Gallen, Muri, Rheinau, Disentis und Pfäfers. Alle diese großen Stifte sind gefallen.“<sup>9</sup>

Und doch lebte noch eine kleine und treue Garde im alten Hause des hl. Sigisbert. Aber tatsächlich mußte man damals das

<sup>8</sup> Caduff Julius, Piz Mundeun und Scopi, 1870 S. 83/84.

<sup>9</sup> Dixon W. H., Die Schweizer. Aus dem Englischen. Berlin 1872 S. 186. Ob natürlich P. Gall Morell wirklich in dieser genauen Form sich ausgedrückt hat, bleibt eine Frage. Vielleicht war es nur seine Befürchtung. Daß Dixon übrigens aus der Aufklärung schöpfte, erhellt

Schlimmste befürchten, besonders nachdem Abt Paulus Birker 1877 resigniert hatte. Zwei Jahre darauf schrieb Emil Zittel: „Der jetzige Abt, vielleicht der letzte, hat sich eben erst nach München zurückgezogen, um dort ein großes Werk über die Geschichte der Abtei zu vollenden.“ Im Kloster „wohnen nur noch vier Patres und zwei Fratres“. „Von der alten Herrlichkeit ist nichts mehr übrig geblieben als der große hohle Klosterbau, dem verblichenen Einband eines verlorenen Buches vergleichbar.“ Der protestantische Theologe kann nicht genug dieses Absinken des bündnerischen Gotteshauses bedauern. So oft er zu den Mauern des Klosters hinaufsieht, erfüllt ihn tiefe Wehmut: „Eine Ruine einer großen Vergangenheit. Melancholisch, jedes äußeren Schmuckes bar, steht es einsam an der grünen Berghalde, als ob es an das neunzehnte Jahrhundert die Frage richten wollte, ob das kühne Geschlecht, das die Lukmanierstraße durch unnahbare Felsen führte, nicht auch den Zauberstab finden werde, der seine weiten Räume wieder neu bevölkere, damit aus den Ruinen ein neues Geistesleben blühe.“<sup>10</sup>

Ein Jahr darauf nahm der bekannte Wiener Apologet und Historiker Sebastian Brunner einen kleinen Überblick über die Abtei in sein „Benediktinerbuch“ (1880) auf, dessen Schluß wiederum nachdenklich stimmen mußte: „Das Kloster, hochverdient um Bodenkultur, Geistesbildung und Religion, thront noch wie eine Königin ob Disentis. Seine Kirche im italienischen Stile ist länger als die Kathedrale in Chur. Innere und äußere Feinde haben aber schon lange am Herabkommen des Klosters gearbeitet. Sein gegenwärtiger Oberer hat bloß den Titel eines Superiors, die Zahl seiner Mitglieder ist auf sechs herabgesunken.“<sup>11</sup> Eine tragische Notiz in einem Buche, das zur 14. Säkularfeier des Ordens herauskam! Das gleiche Jahr brachte indes die Restauration des Klosters, indem der Kanton die belastenden Gesetze von 1861

---

S. 187: „Die Abtei von Disentis, aus welcher einst Fürstabt Christian Castelberg wider die schweizerischen Reformatoren seine Schmähungen und Flüche schleuderte, hat man in eine höhere Knabenschule verwandelt.“

<sup>10</sup> Zittel E., Aus Disentis. 1879 S. 3, 15, 23.

<sup>11</sup> Brunner S., Ein Benediktinerbuch 1880 S. 482—483. Der Artikel ist wahrscheinlich nicht von Brunner geschrieben; selbst derjenige über Einsiedeln, wo Brunner 1837 war, ist von fremder Hand redigiert, indes hat er einen von ihm unterzeichneten über Maria-Stein verfaßt S. 569—575. Über Einsiedeln siehe Brunner S., Woher? Wohin? 2 (1891) 74.

abänderte. Bei der Diskussion im Großen Rate in der Januarsitzung 1880 sprach der überzeugte Protestant, der spätere Generalstabschef Theophil von Sprecher, ein eindringliches Wort für die Abänderung der Verordnungen: „Behandeln wir einen Sterbenden, so flößen wir ihm nicht das letzte Gift ein, sondern tun unser möglichstes, ihn zu retten und zu erhalten. Gelingt uns dies nicht, so sind wir um eine schöne historische Erinnerung ärmer.“<sup>12</sup> Das war gleichsam der letzte Nachhall der Romantik außerhalb der Klostermauern und vor der Restauration.

Wenn wir unser Thema nochmals überblicken, so stellen wir zunächst eindeutig fest: Die große Geschichtsbegeisterung der Romantik zeigte ihr Interesse für das altehrwürdige Stift schon am Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders aber in der Mitte. Wichtig sind hier die „Wanderbilder“ von Ignaz Christian Schwarz 1843, die 1853 von Theodor von Mohr edierten „Regesten von Disentis“ und das 1861 von Gottfried Theobald verfaßte Buch „Das Bündner Oberland“. Und gerade 1861 hat Prof. Plazi Condrau mit historischen Gründen für die Hilfeleistung an das unterdessen absinkende Kloster mächtig geworben und eine entsprechende Volksbewegung eingeleitet. Interessanterweise ist die Öffentlichkeit außerhalb des rätoromanischen Gebietes in ganz starkem Maße auch von Protestanten beeinflusst worden, es sei nur an Röder, Mohr, Theobald, Zittel und Sprecher erinnert. Auch die deutsche Herkunft mancher Träger dieser Bewegung sei nicht vergessen, so von Ebel und Röder, Scheffel, Schwarz und Theobald. Die historische Einstellung des 19. Jahrhunderts hat jedenfalls neben dem romanischen Volke, das treu am Kloster hing, und neben der notwendigen Hilfeleistung durch die schweizerische Benediktinerkongregation viel zur Wiederherstellung der gefährdeten Abtei beigetragen<sup>13</sup>. Die seit Theobalds zügigem Buche 1861 einsetzende Begeisterung für Landschaft und Klima unterstützte

<sup>12</sup> Hartmann B., Theophil Sprecher von Bernegg 1830 S. 52.

<sup>13</sup> Das Thema „Rätoromanische Renaissance und Kloster Disentis“ wird später behandelt werden. Es sei hier nur hingewiesen, wie auch Balletta A., Novellen und Aufsätze 1888 S. 311 bereits 1880 darauf hinwies, daß schließlich der Ort Disentis trotz der absinkenden Bedeutung der Abtei auch damals noch „in mannigfacher Beziehung einen Mittelpunkt“ bildete, als Sitz der Landsgemeinde, als Redaktionsort des rätoromanischen Moniteurs, der „Gasetta Romontscha“, und damit als „ro-

dieses Wiederaufleben. Bemerkenswert ist, daß in historischer Hinsicht, ähnlich wie schon in naturwissenschaftlicher Beziehung (Radium) gezeigt wurde, wesentliche Momente erst später hinzukamen. Bei Arbeiten im inneren Hofe der Abtei stieß Bruder Paul Heimgartner 1906 auf die Überreste der frühmittelalterlichen Kirchenanlage, die dann zwei Universitätsprofessoren, Ernst Alfred Stückelberg aus Basel und Rudolf Rahn aus Zürich, in den folgenden Jahren bis 1909 vollständig ans Licht brachten und wissenschaftlich verwerteten. Der Hauptfund war die merowingische Krypta, die älteste auf schweizerischem Gebiete, die auch stilgeschichtlich in der ganzen europäischen Sakralarchitektur einzigartig und einmalig dasteht. Fürwahr, wie Disentis in landschaftlicher Beziehung keine Einöde ist, sondern ein quellenreicher Garten, so noch mehr in geistesgeschichtlicher Sicht eine althehrwürdige und segenspendende Gebetsstätte.

---

## **Zwei Harnische von Madulein und eine dazugehörige Urkunde über die Harnischpflicht 1589**

Nach einem Aufsatz von Dr. E. A. Geßler, Konservator des Schweiz.  
Landesmuseums<sup>1</sup>

Im Jahr 1933 erwarb das Landesmuseum zwei völlig gleichgearbeitete Dreiviertelharnische (Abbildung). Beide stammen aus der Augsburger Werkstatt des berühmten Plattners Anton Peffenhauser (Peffenhauser) (1525–1603). Peffenhauser arbeitete für den kaiserlichen, den spanischen und besonders für den sächsischen Hof, und seine Prunkharnische wurden hochgeschätzt. Unsere Stücke sind in der Form äußerst elegant, aber eben doch nur solche, wie sie geschwärzt und mit blanken Streifen, als Fußknechtharnische auch in andern Augsburger- und Nürnberger Werkstätten herge-

---

manische Metropole des Bündner Oberlandes“. Balletta weiß auch genau, daß Disentis „von jeher gegenüber seinem althehrwürdigen Benediktinerkloster, einst der Glanz und der Stolz des Dorfes, ebensoviel Treue manifestierte“ wie seiner angestammten romanischen Sprache.

<sup>1</sup> Jahresbericht d. Schweiz. Landesmuseums in Zürich 1939 S. 35–43.